

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 7
Rubrik: Aus der politischen Woche

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sondern das Matriarchat stand am Ausgangspunkt der Geschichte, und die Forschungen von Professor Dr. Mathilde Baerting (Männerstaat und Frauenstaat, Karlsruhe 1921) haben die Ergebnisse der eben genannten Forscher endgültig bestätigt. Erst später fiel die Macht dem Vater zu.

Damit, daß später der Mann die Macht an sich riß, wurden alle Verhältnisse radikal verändert. Man muß schon selber zu den geradezu spannend zu nennenden beiden Bänden von Professor Dr. Mathilde Baerting greifen, um diesen Wechsel in seiner grundstürzenden Bedeutung zu erfassen. Wohl suchte dann immer wieder die Frau die Macht an sich zu reißen; aber sie hatte damit im großen und ganzen selten den gewünschten Erfolg.

Nun hat kürzlich der bekannte Berner Psychoanalytiker Dr. G. H. Graber die Entdeckung gemacht, daß nicht bloß die fleißige Arbeit des wissenschaftlichen Forschers, sondern auch die geniale Intuition eines begnadeten Dichters zu den Ursprüngen des Menschengeschlechts vorzudringen vermag: Dr. Graber fand in Jeremias Gotthelfs Meistererzählung von der „schwarzen Spinne“ in symbolischer Verdeckung und dramatischer Verdichtung eine Darstellung der Menschheitsentwicklung, die verblüffend mit den oben ganz kurz angedeuteten Entwicklungstendenzen der Geschichte übereinstimmt.*)

Im Lauffest, über das am Anfang der Erzählung berichtet wird, zeigt sich deutlich die Gruppierung um die Mutter, entsprechend dem Matriarchat, zugleich aber auch der Uebergang zur Vaterherrschaft, die als zweite Periode in der Knechtung der Talschaft durch den brutalen Ritter Hans von Stoffeln zur Darstellung gebracht wird. Wie in der sogenannten Urvaterhorde, so werden auch hier die Männer Schwächlinge, und ein Weib, Christine, versucht im Bunde mit dem Teufel die Befreiung. Sie eignet sich dazu männliche Eigenschaften an, verleugnet ihre mütterliche Natur und erlangt als schwarze Spinne die Herrschaft über den Ritter und das Tal. Als Mannweib bringt sie vor allem den Männern den Tod. Dr. Graber bringt eine Menge interessanter Materials aus der Sage, Mundart und Sprachwissenschaft überhaupt, das uns zeigt, daß die „schwarze Spinne“ ein Symbol, eine bildliche Umschreibung des Mannweibes ist. Bezeichnenderweise wird sie dann auch wieder durch eine wirkliche Mutter Natur eingesperrt — die Herrschaft des Mannweibes hat damit ihr Ende gefunden.

Die Perioden der Herrschaft, die sich nun in der Erzählung folgen, entsprechen, wie die bereits erwähnten Forschungen von Bachofen und Mathilde Baerting zeigen, den historischen Tatsachen. Sie entsprechen aber auch den neueren Forschungen Freunds und einiger seiner Schüler.

Nach der Einschließung der Spinne folgt die Zeit der Vaterreligion, bis von neuem eintritt, was Prof. Math. Baerting als „die Pendelbewegung der Geschichte“ bezeichnet hat: die Spinne wird wieder befreit, sie drängt sich wieder in den Bereich des Möglichen, des Denkbaren ein. Das Weib kommt neuerdings zur Herrschaft, bis ein frommer Mann sich opfert, die schwarze Spinne wieder einschließt und dabei den Tod findet. Das Volk verehrt ihn wie einen Heiligen: es beginnt damit die Gottessohn-Religion, die, wie wir wissen, auch in der Geschichte auf die Gottvater-Religion der Alten folgte.

Dies ist in gedrängter Kürze der Gedankengang des Buches, das die Rolle der Frau in der Entwicklung der Menschheit in neuer und eigenartiger Weise beleuchtet und uns gleichzeitig zeigt, daß und wie das dichterische Ahnungsvermögen eines tiefen und ernsten Menschen Erkenntnisse intensiv erfährt, die sich dem Forscher oft nur aus mühevoller Einzelarbeit ergeben.

F. Sch.

*) Dr. G. H. Graber, „Die schwarze Spinne“, Menschheitsentwicklung nach J. Gotthelfs gleichnamiger Novelle, dargestellt unter besonderer Berücksichtigung der Rolle der Frau. Internat. Psychoanalytischer Verlag Leipzig und Wien.

Aus der politischen Woche.

Deutschland und Italien.

Mehr als wir Schweizer trägt der Deutsche in sich die Sehnsucht nach dem Lande Tassos und Dante Alighieris.



Abnorme Kälte und Schnee in Italien (vor ca. 14 Tagen). In Florenz hat die Kälte acht Grad unter Null erreicht. Das Bild zeigt einen Überblick über die „Ponte Vecchio“ und den zugefrorenen Arno.

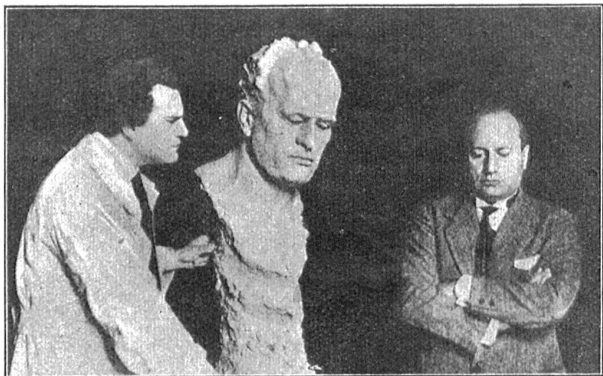
Bei ihnen ist diese Sehnsucht jahrhundertelange Tradition. Ja, man darf sie füglich zurückdatieren in die Zeiten, da die Kimbern und Teutonen und später die Langobarden — die „Barbaren“, wie damals die Römer sagten und Mussolini heute wiederholt — in Gallien und jenseits der Alpen ein schöneres und sonnigeres Dasein suchten. Manah ein deutscher König war drüben heimisch; zwei Hohenstaufen liegen noch heute im Dom zu Palermo im Marmorfarg; der eine von ihnen, Friedrich II., war ganz Italiener geworden.

Die Zeit, da die deutschen Gelehrten, Dichter und Maler Italiens Schönheiten, Italiens Kultur und Kunst ausgraben und der Welt verkünden mußten, ist vorbei. Vorbei scheint nun auch die Zeit zu sein, da der deutsche Student und der deutsche Kunstschüler, das deutsche Hochzeitspärchen und der deutsche Handwerksmeister mit seiner rundlichen Gattin am Lido Figur machten und badeker bewehrt durch die Galerien eilten und ihre schnarrenden Kommentare gaben zu Tintoretto und Tizian. Dem heutigen Italien gehen die „primitiv gekleideten“ Deutschen auf die Nerven, die meinen, im Lodenrock und mit dem Rucksack auf dem Bude! die heiligen Stätten in Rom betreten zu dürfen, statt daß sie sich festlich kleiden und ehrfürchtig staunen vor dem gewaltigen Geist des antiken Rom, der nun im fascistischen Italien neu erstanden sein soll.

Es fällt den Deutschen und — gestehen wir es nur — auch uns Schweizern schwer, vor dem fascistischen Italien bewundernd auf die Knie zu sinken. Der achtzigjährige Jenerer Philosoph Eucken hat die Einladung der italienischen Kollegen zum internationalen Kongreß der Ethiker nach Rom dankend abgelehnt mit dem Hinweis auf die jeder Ethik hohnsprechenden Behandlung der Deutschen in Ober-Italien. Der Ordinarius für Ethik an der Universität in Rom antwortet ihm wenig höflich, es habe einen weltfremden deutschen Profaxen dazu gebraucht, zwischen dem Brenner und der Ethik einen Zusammenhang zu konstruieren; die Deutschen sollten dankbar sein, überhaupt eingeladen, also als „Stubenrein“ erfunden worden zu sein. — Es gibt nicht wenige, die von dieser Ironie der Weltgeschichte erbaut sind. Waren es nicht die Gelehrten und vorab die deutschen, die die Politik von der Moral reinlich geschieden haben wollten. Diesmal richtet sich diese Maxime gegen die Deutschen selbst. Gewiß, solange die staatlich berufenen Wächter

der deutschen Ethik nicht Buße tun für ihren eigenen Verrat an der Idee der Menschlichkeit und der christlichen Moral, begangen in ihrer Kriegspropaganda, solange verdienen sie die römische Ohrfeige.

Eine hübsche Bestätigung des Schillerischen Wahrspruches, daß jede Schuld sich rächt auf Erden, ist die neueste



Der italienische Ministerpräsident Mussolini läßt sich modellieren. Mussolini gewährte einem Bildhauer eine Sitzung zu einer Büste, die auf Veranlassung der Faschisten in ganz Italien vertrieben und zur Popularisierung des Duce in den Amtsräumlichkeiten aller Behörden aufgestellt werden soll. — Das Bild zeigt Mussolini bei einer Sitzung.

betrübliche Erfahrung, die Deutschland mit seinen Nationalisten und den italienischen Faschisten macht. Im bayrischen Landtag spricht der Ministerpräsident Dr. Held gleichzeitig abschätzig über den Völkerbund als einem Instrument der Vergewaltigung des deutschen Rechts und der Gerechtigkeit überhaupt, und gleichzeitig beklagt er sich über die dem Deutschland in Südtirol durch die Faschisten angetane Schmach. In seiner Rede steht der Satz: „Wir müssen alles ins Werk setzen, um die Lage in Südtirol zu verbessern und den Deutschen im Oberetsch die Freiheit zu bringen.“

Dieser Satz hat Mussolini aufspringen lassen. Er läßt die jedenfalls unrichtige Deutung zu, daß die Deutschen sich mit Revanchegedanken gegen Italien tragen; wie sollten sie sonst die Stammesbrüder jenseits des Brenners befreien können? Aus dem Munde eines Alldeutschen, der den Völkerbund negiert, mußte dieser Satz provokatorisch wirken. Gewiß trifft nicht die heutigen Republikaner und Demokraten, was Mussolini in seiner Zornrede vom letzten Samstag in der Kammer über die deutschen „Unverschämtheiten“ gesprochen hat. Aber da Mussolini nicht sachlich geblieben ist, da er einen höhnischen Ton angeschlagen und das böse Wort von den „primitiv gekleideten Deutschen“, die man in den herrlichen italienischen Städten nicht mehr dulden werde, ausgesprochen hat, trifft seine Rede das ganze deutsche Volk wie eine schwere Beleidigung. Hoffentlich vergißt es in der nun einsetzenden Diskussion nicht, wem es diese Demütigung in erster Linie zu verdanken hat.

Denn Mussolini war im Recht, wenn er die Uebertreibungen der deutschen Polemik gegen die faschistische Politik der Italienisierung in Oberetsch zurückwies. „Es war eine Lüge, zu behaupten, daß wir das Denkmal Walters von der Vogelweide aus Bozen entfernen wollten.“ Und ebenso soll es eine Lügenmähre sein, daß Mussolini die Weihnachtsbäume habe verbieten wollen. Wenn dies stimmt — (der deutsche Außenminister hat die Uebertreibungen zugegeben) — dann allerdings war es eine unverantwortliche anti-italienische Heße, die der guten Sache des unterdrückten deutschen Volkstums in Südtirol einen schlechten Dienst erwiesen hat. Und daran ist eben der gleiche fanatische Nationalismus schuld, der jetzt von Rom aus so maßlos provokatorisch die Welt mit seinen Zornestiraden erfüllt. Ein Schauspiel zum Ergötzen — wenn nicht der Friede Europas auf dem Spiele stünde — wäre es: derselbe Mussolini, der geheimnisvoll von einem „napoleonischen Jahre“

spricht, der das größere Italien zum heiligen Dogma seines Volkes gemacht, ließt den Alldeutschen die Leviten herunter: sie hätten seinerzeit die Abtretung des Plateaus von Lavaronne an Oesterreich und die Aufrundung der Grenze Südtirols bis zum Gardasee verlangt; sie hätten da selbstverständlich die deutsche Sprache in allen Schulen eingeführt. Das polnische Beispiel mag dem Duce nicht gerade zur Hand gewesen sein. Er hätte auch von den deutschen Germanisierungsversuchen in Belgien während der Besetzung reden können. So kommt er recht überflüssigerweise auf das tschechoslowakische Sprachengesetz zu reden. Es ist richtig, auch die Tschechoslowakei drängt systematisch das Deutschtum zurück, indem sie das Tschechische als die Amtssprache auch in den deutschsprechenden Landesteilen erklärt und die deutschen Aufschriften verbietet. Aber das Unrecht, das das deutsche Volkstum in der Tschechoslowakei erleidet, beschönigt doch nicht das von den Italienern an den Deutschtirolern begangene.

Mussolinis Rede glänzt weniger durch Logik als durch Ueberhebung und Grobheit. Sie spricht vom Würdebewußtsein des faschistischen Italien und gleichzeitig beschimpft sie maßlos einen besiegten und entwaffneten Gegner. Selbst ihre nachsichtigsten Freunde, die Amerikaner, finden dies stark. Vor 15 Jahren hätte Mussolinis Rede den Krieg bedeutet, schreibt eine amerikanische Zeitung. Mit Recht weist ein deutsches Blatt darauf hin, daß Italien immer nur mit den Fersen gesiegt und daß es nur den Amerikanern verdanke, nicht den verdienten Lohn für seinen an Oesterreich und Deutschland begangenen Treubruch empfangen zu haben.

Mussolinis Rede wird noch ein diplomatisches Nachspiel haben. Dr. Stresemann wird von allen Seiten interpelliert; seine Antwort wird der Ohnmacht Deutschlands entsprechen, und wird deswegen wohl gerade von denen als nicht befriedigend erklärt werden, die Deutschland ohnmächtig gemacht haben und denen Mussolinis Ohrfeige eigentlich gegolten hat. Schon werden tröstende Stimmen im deutschen Blätterwalde laut. Die Franzosen hätten vor kurzem ganz ähnliche Schnödigkeiten sich sagen lassen müssen und hätten dazu geschwiegen; die Deutschen täten am klügsten, nach der gleichen Methode zu handeln. Die anfängliche Entrüstung scheint der Ueberlegung Platz gemacht zu haben, daß man den Faschismus nicht zu ernst nehmen müsse; einmal werde er sich notwendigerweise das Genick brechen und dann könne man ja seine Rechnungen vorweisen.

Nicht ganz behaglich scheint es bei der Sache den Amerikanern und den Engländern zu sein. Sie sehen zu spät ein, daß sie durch ihre Generosität in den Schuldenabkommen den künftigen faschistischen Eroberungskrieg nach irgend einer Seite hin finanziert haben. Der Schluß der großen Rede Mussolinis war grob deutlich: „Das faschistische Italien kann nötigenfalls die Tricolore auch über den Brenner hinaus tragen, sie aber niemals rückwärts nehmen.“ Was soll das heißen? In Wien ist man verblüfft. Der Tiroler Landtag fordert den Appell der österreichischen Regierung an den Völkerbund. Eine Interpellation in Genf an die Adresse Italiens wäre in der Tat zeitgemäß. Da hätte Chamberlain die erwünschte Gelegenheit, seinem Gastfreund von Rapallo zu bedeuten, daß das Londoner Entgegenkommen nicht so gemeint war, und daß das kriegerische Italien nicht auf die Freundschaft Englands und nicht einmal auf seine Neutralität rechnen könne. Es ist wirklich hohe Zeit, daß Europa weiß, was zu gelten hat, ob die Friedensschalmei des Völkerbundes oder die kriegerischen Fanfarenstöße der Faschisten. Sonst wächst das Unbehagen, und die Begeisterung für die Abrüstung wandelt sich in sein Gegenteil um.

Die deutsche Regierung hat ihr Gesuch um Aufnahme in den Völkerbund am Mittwoch in Genf überreichen lassen. Das Gesuch wird wohl in einer sofort einberufenen Völkerbundsversammlung genehmigt werden. Dann dürfte die große Auseinandersetzung kommen, die der Welt zeigen wird, welche Regierungen die Freunde und welche die Saboteure des Weltfriedens sind.

-ch-